

(Nachdruck verboten.)

20]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

16.

Die Affäre mit dem Doff hatte doch ihre Folgen. Die beiden waren nun nicht mehr sicher — der Doff und seine Freunde waren überall hinter ihnen her. Sie mußten sich verständigen zu wechselnden Stelldichein, bald da, bald dort. Und der Philipp trug die Briefchen. Zarte, süße Briefchen, in einer Schrift geschrieben, die nur Sorgfalt und Schönheit, nur Liebe und Verehrung war. Jeden Tag eins. Der Philipp ging ans Hintertüschchen von Seiberts Garten, piff leise einen Triller — und legte die Botschaft an einem versteckten Plätzchen nieder. Dann ging er — langsam und suchend, wie wenn er zufällig da vorübergegangen wäre. Manchmal wurde er auch schon erwartet. Dann zog ihn die Emilie hinter den Hollarbusch und plauderte mit ihm. Draußen konnte sie niemand sehen. Sie fragte — ja, sie fragte immer nur. Und dann machte sie ihn auch manchmal zum Vertrauten der kleinen Leiden, die sie wegen des Verhältnisses auszustehen hatte. Der Philipp, wie ein Mann, bekräftigte sie in erfahrenen, sicheren Worten — und pries den Freund — und pries die Liebe, das Schönste und Höchste auf Erden. Die Emilie zweifte auch manchmal — und der Philipp sprach von dem schönen Beruf der Frau, zu leiden für den Geliebten, und so ihre Liebe zu erklären und das Glück sich zu eringen und zu verdienen.

„Um so größer und schöner ist dann das Glück, um so höher ist sein Wert. Denn alles Große und Gute muß erkämpft werden — es würde ja nichts gelten, wenn es uns geschenkt würde.“

O, die Weisheit seiner siebzehn Jahre! Und die reiche, volle Erfahrung!

Die Emilie trocknete ihre Tränen und gab ihm recht und reichte ihm die Hand und dankte ihm. Und er sah ihr in die Augen. Sie hatte blaue Augen mit einem tiefen dunklen, ein wenig unergründlichen Schimmer, der dahinter lag, schwarzes Haar, das in krausen Locken über die Stirne fiel, ein kleines zartes Kinn und eine weiche melodische Stimme. Sie konnte so hell lachen und so süß flüstern. Und ihre Augen wurden rund wie Kugeln, und der Schimmer hinter ihnen wuchs tiefer ins Dunkle und glühte über das zarte Blau der Iris, daß sie wie ein tiefer Samt wurde, weich und warm. Der Philipp sah ihr hinein — und spürte den Puls an seinen Schläfen und sein Herz am Hals schlagen. Er mußte fest an sich halten, seine Sicherheit nicht zu verlieren. Ganz förmlich sagte er:

„Leben Sie wohl für heute, Fräulein Emilie, — und ich werd alles richtig bestellen!“

Sie reichte ihm die Hand, und er verbeugte sich. Er verbeugte sich tief und schlug dabei noch einmal die Augen zu ihr auf, daß sie unwillkürlich errötete.

„Schönen Dank, Herr Kaiser!“

Dann schwang er sein Hütlein.

Hüpfend warm war es in ihm, obschon es Winterzeit war. Er öffnete weit seinen Ueberzieher und ließ sich vom scharfen Winde anwehen. Aber es war ihm warm — hüpfend warm — wie wenn Tropfen auf einer heißen Platte springen.

Und das ging nun schon Wochen so — seit dem Ueberfall. Anfangs war's ganz bedeutungslos gewesen. Aber immer mehr gingen ihm die Samtaugen der Emilie nach — immer länger klang ihre süße Flüsterstimme hinter ihm her. Es sang und klang um ihn. Es blühte alles.

Sie denkt jetzt doch: „Der Kaiserphilipp!“

Was gelt ich ihr? Nichts! Aber dennoch — sie klang in ihm — sie war wie eine Wärme in ihm.

Winterlust — Schlittschuhfahren, Schlittschuhlaufen. Und die frühen Abende. Sie waren immer beisammen — sie vier — die beiden Brüder, er, der Freund, und sie.

„Emilie, die soll leben, soll leben, soll leben, Emilie lebe hoch!“

In ihm sang das, auch wenn sie's nicht zusammen sangen. Er war in einer qualenden Unruhe. Er meinte manchmal, das Herz müßte ihm zerspringen. So ein Zittern und Bangen. Und ein Sehnen. Richtig ein Sehnen. Er konnt's nicht abwarten, bis er sie traf — entweder beim Stelldichein mit der Bestellung — oder beim Schlittschuhfahren und Eislauf. Herrgott — was für gefährliche Dinge er unternahm, wenn sie dabei war! Keiner wagte es, den Berg herunter über die Eisenbahnbrücke zu schlittern. Er tat's! Und wie lief er Schlittschuhe — die weitesten Bogen — alle Kunststücke. Die Leute sahen ihm oft zu. Er war stolz darauf. Und er tat's doch all vor ihr, für sie — um sie.

Aber nein, das war ja kein Glück.

„Der Kaiserphilipp!“ Er konnte sich's mit dem vollen Klang der Verachtung sagen, wie es die Leute des Dorfes sagten. Seine geringe Herkunft, sein Armsein. Er bekam nun auch die dunkle schwere Stimme der Mutter mit ihrem barschen, rauhen Beiklang und Tonfall. Zieglerbub. Doch — — — „soll leben, soll leben, soll leben!“

Aber der Freund. Sollte er Betrüger an seinem Freunde werden? Nachdem er sein Liebesbote gewesen war, sein Liebesdieb? Das war das Schwerste. O, er war manchmal so todtraurig. Wenn ihn seine Herkunft bedrücken wollte, ging er zum Spengler Schlüssel. Der vertrieb das. Aber das andere mußte er ganz allein mit sich selbst ausmachen. Wehren und begehren. Es war ihm geradezu notwendig geworden, daß er jeden Tag die Emilie aufsuchte und ihr etwas ausrichtete, auch wenn er keinen Auftrag hatte. Jedesmal aber ward's ihm ein Vorwurf und eine Qual. Er wußte sich nicht zu retten. Dem Freunde etwas zu sagen, hatte er keinen Mut. Ihr etwas zu sagen, noch weniger. Er dachte an den kleinen Herz. Aber wenn er nur ganz entfernt ein derartiges Thema bei dem berührte, so hatte der jedesmal seinen Spott. Immer kam er mit seinem großen Wort: „Wir haben nicht Zeit, uns um das Glück des einzelnen Menschen zu sorgen, wir müssen für das Glück der Menschheit arbeiten — ringen, entbehren, verzichten — niemals fordern für uns. Das Fordern für uns macht klein. Zeit macht schläfrig — wir müssen mager bleiben zur Tätigkeit.“

Damit konnte der Philipp gar nichts anfangen. Das kam ihm mehr quer, als es ihm Trost war. —

In der Silberpappel vor der Eulenmühle zitterten und flüsterten wieder die hellen Blätter, das Wasser war lauter, Frühlingswehen war in der Luft. Wärme und Duft. Wohlige Süßigkeit, die so müde machte. In der aber auch alles trieb. Ach, es war ein Dursten und Verlangen! Der Philipp spielte mit dem Todesgedanken. Sterben, sterben. Er meinte, das Leben nicht mehr aushalten zu können. Der lange Winter, der ihn auf die Folter gespannt hatte, der heitere Frühling, der ihn nun zur Verzweiflung brachte.

Es war ein Sonntagmorgen. Sie gingen zu dreien durch die Wiesen hin, schlüpfen in die Hecken, frochen die Ufer hinunter und suchten Weilchen. Alle drei für sie — einen großen ersten Strauß.

Die Liebe und der Freund.

Wenn er sich das Ufer hinab ins Wasser fallen ließe —. Nein, er konnte ihm die Weilchen nicht geben, die er gesucht hatte, er mußte sie ihr selbst geben. Von ihm, für sie.

Es war ja alles Aug — alles Fluch! Untreue, Verrat. Aber vor seinen Augen gaukelte ihr Bild.

Nein, er konnt's nicht sagen.

Sie wollten nun alle drei ihre Sträuße zu einem machen. Die Brüder machten Scherze — der Philipp war still.

„Wollst sie Deiner Mutter bringen? — Behalt Deine!“

„Nein, nein — nimm sie — auch mein Teil soll im Strauß sein. Sie soll auch mein Teil haben.“

Hinter der Eulenmühle war ein kleines Gehölz, ein Wäldchen von ein paar Morgen Ausdehnung. Das stand so still und heimlich da. Ein Ruckruf tönte heraus. Und vom Dorf her schwebte das Geläut der Sonntagsglocken herüber. Sie horchten alle drei. Es wurde so feierlich. Sie waren hier ganz allein. So schön allein. Und so treu beisammen.

Knut Hamsun.

Sie sahen sich in die Augen. Das waren ihre lautesten Stimmen: ihre Blicke.

Der Philipp schämte sich. Sein Blick konnte ja nicht ganz offen sein.

„Wenn sie jetzt da wäre!“

Er hätte es auch gerne gesagt. Aber das durfte er nicht sagen. Das durfte er nicht.

Nun hatte er Mut.

„Ich muß Euch etwas sagen. Es ist etwas nicht recht. Ich glaub, ich bin schlecht gewesen. Aber ich will nicht mehr schlecht sein. Drum muß ich's Euch sagen.“

Sie sahen einander betroffen an.

„Meine Weilschen darfst Du ihr nicht geben — sie sind unehrlich.“

Er warf sie ins Wasser.

„Du darfst mich nicht mehr zu ihr schicken — ich werd sonst schlecht an Dir. Du mußt's nur verstehen — jeden Tag hab ich sie gesprochen — jeden Tag hab ich ihre Stimme gehört — jeden Tag ihre Augen bewundert. Wenn sie nicht so schön wäre! Aber sie ist ja schön! Und siehst Du — da ist es in mir geschehen. Ich lieb sie so, so — ich lieb sie so wie Du!“

Der Otto lachte.

„Bravo! Ich lieb sie auch. Wir lieben sie alle drei.“

„Sei still,“ fuhr ihn der Philipp an — „es ist mein heiligster Ernst. Ich bin ganz unglücklich vor lauter Liebe.“

„Und sie?“ leuchtete der Franz.

„Sie weiß es nicht. Sie weiß von gar nichts. Ich hab immer richtig besorgt, was Du mir aufgetragen — ich hab mich bezwungen. Aber ich hab Dir's auch nicht zu sagen getraut.“

„Gott sei Dank!“ atmete der Franz auf.

„Gott sei Dank, so?“ fragte der Otto. „Nun fängt's erst an. Auf Leben und Tod. Ihr müßt Euch duellieren.“

Der Philipp nahm den Spaß todernt auf.

„Auf Pistolen oder Säbel?“

„Säbel,“ entschied der Otto, „da zeigt sich's, wer der Stärkere ist.“

Sie gingen in die Eulenmühle.

„Aber ich hab kein Recht,“ warf der Philipp ein.

Es half ihm nichts. Der Otto hatte zu viel Freude an seiner Idee.

Der Eulenmüller hatte zwei französische Säbel. Die wurden geholt.

Der Otto war Unparteiischer, Schiedsrichter, Sekundant, Arzt, Protokollführer, alles in einer Person für beide Teile.

Drinnen im Dorf klangen voll alle Kirchenglocken zusammen. Dem Philipp fiel es ein, daß sie jetzt wohl in die Kirche gehe. Das machte ihn traurig — und auch ein wenig zage.

Der Kampfplatz war ausgesucht. Zwischen drei Weiden, die an einer Biegung der Selz standen.

Der Otto zählte: „Eins, zwei, drei — los!“

Die Klängen klangen aneinander. Der Otto hatte seine Freude dran.

„Zweiter Gang — los! Eins, zwei, drei!“

Dem Philipp blutete die rechte Hand — dem Franz die rechte Wange.

„Versöhnt Euch!“ kommandierte der Otto.

Sie reichten einander die Hände.

„Und wer hat sie nun?“

„Ich hab ja kein Recht,“ sagte der Philipp.

„So muß sie selbst gefragt werden,“ entschied der Unparteiische, der jetzt auch sein Arztgeschäft besorgte und die Wunden nachsah.

Dem Philipp fiel die verächtliche Betonung ein, wenn sie ihn „Kaiserphilipp“ nannten im Ort. Und er sagte:

„Schick mich nicht mehr zu ihr, Franz — ich leiste feierlich Verzicht. Sie ist Dein, und nicht mein. Es war Untreue von mir.“

Damit ward der große Akt beschlossen. Es löste sich alles in Wohlgefallen auf. Mit Wichtigkeit trugen die beiden ihre Wunden. Und die Freundschaft ward neu besiegelt. Aber dem Philipp war's nicht leicht. Er hütete sich, die Emilie auch nur von weitem wiederzusehen. Nur manchmal im Traume geschah es, daß er sie küßte. Dann war er so selig. Und so unglücklich am Tage. Er machte sich sogar aus seinem Traume einen Vorwurf. —

((Fortsetzung folgt.))

Wenn ein Mann, ein Schriftsteller und Dichter, in einem Alter von 50 Jahren auf 22 Werke seiner Feder zurückblicken kann, ohne daß ein einziges Werk Unterhaltungsliteratur im üblichen Sinne ist, dann ist es wohl berechtigt, wenn man bei der Gelegenheit einmal auch die Persönlichkeit dieses Menschen zu würdigen, sich bemüht.

Alle sterben sie dahin, die großen Norweger: Björnson, Ibsen, Riiland und Jonas Lie. Da kommt es dann ganz von selbst, daß die Blicke der Lebenden sich auf den Lebenden richten werden und es bedarf keiner großen Prophezeiungsgabe, um zu sagen, daß sich die Aufmerksamkeit der weiteren literarischen Welt in Zukunft ganz besonders auf den Norweger Knut Hamsun lenken wird, dessen Geburtstag sich am 4. August d. J. zum 50. Male jährt. Er ist den Lesern kein Unbekannter, denn seine Werke wurden an dieser Stelle eingehend gewürdigt. Aber wenn man bedenkt, daß heute in einziges Nohebuch leicht eine Auflage von 30 000 Stück erreicht, während Hamsuns 22 Bücher vielleicht insgesamt in doppelt so großer Anzahl verbreitet sind, so geht daraus schon zur Genüge hervor, daß Hamsun durch und durch ein Eigener ist, einer, der tatsächlich bisher dem herkömmlichen Geschmack auch nicht die kleinste Konzession gemacht hat. Er hat, wenn man so sagen darf, seine Gemeinde, die ihn innigst verehrt, ohne daß er je den Versuch macht, sich als Meister dieser Gemeinde, die er selbst kaum kennt, zu fühlen. Im Gegenteil, es ist ihm im tiefsten Innern peinvoll, wenn sich jemand mit seiner Person beschäftigt. So konnte es Schreiber dieses geschehen, daß, als er sich an Hamsun persönlich wandte, er eine Antwort von dessen Freund Morburger erhielt. Und darin stand zu lesen, daß „Hamsun eine starke Antipathie dagegen habe, daß man sich mit seiner Person befaßt“. Noch drastischer und geradzu charakteristisch für den Norweger ist ein anderer Fall. Albert Langen, der jüngst verstorbene „Simplicissimus“-Verleger, der nicht weniger als zwanzig der Hamsunschen Werke verlegt hat, trat an ihn, wie an andere bekannte Autoren seines Verlages, mit dem Ersuchen heran, ihm zu einem Verlagskatalog eine Selbstbiographie zu schreiben. Der bescheidene Otto Julius Bierbaum schrieb damals gleich zwei ganze Seiten über sich. Hamsun brachte es auf — sechs Zeilen und die lauteten: „Ich bitte Sie, so freundlich zu sein, die Biographie selbst zu schreiben. Beginnen Sie mit dem 4. August 1860, wo ich geboren wurde, und fahren Sie mit vielen schönen Worten fort, bis zu diesem Jahre. Denn, was soll ich sagen? Ich glaube, daß die Leute todmüde sind von allen Biographien und Bildern sämtlicher Autoren der Welt. Und unferer sind so viele . . .“ Das ist keine Pose, keine Manieriertheit, kein Trid, um sich besonders selten und interessant zu machen, das ist ganz und gar der Hamsun, der da wünscht, daß man ihn ungeschoren lassen möge.

Denn: will man ihn kennen lernen, so muß man seine Bücher lesen. Es gibt in Deutschland und Skandinavien keinen Schriftsteller, der so persönlich ist wie Knut Hamsun. Er ist es, der sich überall abschilbert. Er ist es, der in den Helten und Hauptpersonen immer wiederkehrt. Nicht als ob er den Hochmutsteufel in sich habe, der ihm den Hermelin für den „Großen Menschen“ reicht. Aber man hat das Gefühl, als ob er aus sich herausklettere und nun das kuriose Monstrum Hamsun vor sich agieren lasse, um es auf all seinen Regungen, Sprüngen, geheimsten Gedanken festzuhalten und abzulunterfeien. Und das ist der große Wert der Hamsunschen Epik, daß sie uns zeigt, wie alles äußere Geschehen von dem inneren abhängig ist, wie gesprochene Worte oft nur Worte sind, die sich ängstlich bemühen, vor das Geheimnis des Seelenlebens undurchdringliche Schleier zu ziehen. Wo ein anderer erschrickt und erschauernd sich wendet, steigt Hamsun immer tiefer hinab, bis zu jenen geheimnisvollen Pforten, die viel früher vor ihm schon ein Gottfried Kinkel geöffnet hat, als er in einer Rede gegen die Todesstrafe sagte: „In jedem Menschen liegt die Möglichkeit, ein Mörder zu werden. Möge jeder von uns nachdenken, er wird in seiner Seele den Punkt finden, wo der Gedanke an den Mord keimt.“ Und doch ist der Norweger viel zu stark und zu urwüchsig, als daß man in seiner Begleitung jemals auf den Gedanken käme, er wandle die Wege der Dekadence. Das Unerforschte, Geheimnisvolle, Neue, Seltene seiner eigenen Seele lockt ihm immer wieder an. Und nur so ist es möglich, daß wir in seinen Romanhelden immer ihren Schöpfer wiedererkennen, ohne daß der Held anders zu deuten wäre, als Hauptperson, wobei das äußere Geschehen oft ganz unbedeutend ist.

Höchst eigenartig ist der Werdegang dieses Mannes. Ein unbeholfener weltfremder Bauernjunge, kommt er zu einem Schuttmacher in die Lehre. Mit 17 Jahren verläßt er sie und wird, bar jeglicher Unterstützung, Postträger im Hafen. Er kann das ganz gut, denn er ist kein langmähiger, schmalbrüstiger Caféhausliterat, sondern ein breitschultriger, starkknodiger Mensch mit Aikethenstatur. Sodann wird er, wie Karl Morburger (Knut Hamsun. Eine literarische und psychologische Studie. Kenien-Verlag, Leipzig 1910) berichtet, Aushilfslehrer, Gerichtsbote, geht auf die Wanderschaft und wird Steinhauer, Balbarbeiter und Straßenarbeiter. Schließlich schiffte er sich nach Amerika ein und wird drüben Farmarbeiter in den Prärien, Straßenbahnkondukteur in

Chicago, Schlafwagenbegleiter und sogar Vortragsredner. Endlich, in einer Anwandlung von Weltschmerz, geht er nach Neufundland, wo er auf einer einsamen Fischbank gemeinsam mit acht Genossen ununterbrochen drei Jahre als Fischer arbeitet. Dann kommt er zurück, geflärt und gefestigt, um nun ans Werk zu gehen.

Vor etwa fünfzehn Jahren erschien in Deutschland sein erstes Werk „Hunger“. Man meint, das müsse nun ein grandioses soziales Gemälde sein. Aber es behandelt nur seinen, Hamsuns ureigensten Hunger, den richtigen, gewöhnlichen, materiellen Hunger, der mit dem jungen Literaten spielt wie die Rahe mit der Maus. Das Schicksal des Intellektuellen, des Geistesproletariats ist hier mit scharfem Griffel für alle Zeiten eingeritzt. In der minutiösen Selbstbetrachtung, die selbst dann nicht aussetzt, als der Leib nahe daran ist, zusammenzubrechen, zeigt sich schon der Hamsun der späteren Romane. Dann folgt „Mysterien“, die das große schwere Herzenerlebnis und seine psychischen Wäde wieder gibt (Norbürger); „Neue Erde“, das das unfruchtbare, zerfessende Literatentum der norwegischen Hauptstadt Kristiania bis aufs Blut geißelt und gleichzeitig die beiden wunderbarsten Frauengestalten aller Hamsunschen Romanfolgen malt; „Pan“, der in Deutschland meistgelesene Roman, ein Dithyrambus auf die Nordlandnatur und gleichzeitig die ersten schmerzlich-sehnsüchtigen Kollakorde zu dem Motiv, das sich durch alle seine folgenden Romane hinzieht: der Liebe. In „Victoria“ wird dieses Motiv zur Grundlage des Ganzen. „Herbststerne“, wohl der prächtigste Landstraßenroman der neueren Zeit, zeigt gleichfalls die verhaltenen, leidenschaftlichen Töne der Liebe. In „Redakteur Lyng“ wird das Problem des modernen Journalisten psychologisch sehr fein behandelt. Außerdem sind noch eine Anzahl Novellenansammlungen, Reisebeschreibungen und Dramen erschienen. Die Berliner Freie Volksbühne erwirbt sich das Verdienst, im kommenden Winter den ersten Teil der Hamsunschen Schauspieltrilogie: „An des Reiches Pforten“ aufzuführen. Denn des Norwegers Schauspiele haben bisher noch nicht den Weg zur Bühne gefunden. Jüngst ist auch die erste Sammlung Gedichte in der deutschen Uebersetzung von Goebel unter dem Titel „Sausen des Waldes“ im Xenien-Verlag erschienen. In dieser reinen Stimmungshyrie zeigt sich so recht, wie schwer es ist, Hamsunsche Poesie ins Deutsche zu übertragen; man müßte sie im norwegischen Urtext lesen können. Und doch, wenn man sie liest, ist einem, als ob traumhaft in zarten Gebilden die ganze Vergangenheit des nordischen Einsiedlers emporsteige. Diese Sammlung bedeutet den ästhetisch-musikalischen Abschluß eines fünfzigjährigen Lebens.

„Wo aber“, wird man erstaunt fragen, „bleibt bei Hamsun die Behandlung der Frage, die uns wichtiger ist als alle anderen, der Frage, die wir die soziale nennen?“ Nun, sie existiert für ihn in diesem Sinne nicht. Und das ist so sonderbar, so unglücklich, da doch Hamsun viele Jahre mitten im Proletariat gesteckt hat. Nirgends nimmt er Bezug auf sie. Immer steigen, wie Norbürger richtig nachweist, nur Handarbeiter, nirgends Industriearbeiter auf. „Vielleicht“, so fügt Norbürger hinzu, „weil Hamsun im tiefsten Innern fühlt, daß er ihm (dem Industriearbeiter) nicht sympathisch sein kann und nicht unsympathisch sein darf, er, der sich — gleich Hamsun — gegen die Träger und Stützen der heutigen Gesellschaft auflehnt. Aus diesem Empfinden heraus sagt Nagel in den „Mysterien“: „Der Sozialismus ist, kurz ausgedrückt, die Raubeidee der anderen Klassen.“ Aber in Hamsuns Augen ist Raube keine Untugend, nichts Unstittliches. Im Gegenteil.“ So sieht Hamsun den Sozialismus an. Man sieht, feindlich steht er dem Industriearbeiter nicht gegenüber. Die Industrie ist im Norden Norwegens, wo Hamsun wohnt und lebt, noch wenig heimisch. Er kommt hauptsächlich mit Fischern, Schiffen, Kaufleuten und Bauern in Berührung. So ist es ihm unmöglich, mit dem Industriearbeiter und dessen Sehnsucht, Wünschen und Zukunftshoffnungen Fühlung zu nehmen. Und wo er den Arbeiter schildert, da ist es der „Draußenarbeiter“, wie in „Herbststerne“, „Benoni“ und „Rosa“, wie er selbst hauptsächlich Waldarbeiter, Draußenarbeiter gewesen ist, dem das Leben in und mit der Natur unentbehrlich geworden. Vielleicht aber gelingt es noch, den Fünfzigjährigen einmal in die Industriehöllen des deutschen Westens und Südostens zu führen, dorthin, wo niemals ein blauer, reiner Himmel leuchtet, wo die Männer mit 35 Jahren gebeugt und stumm wie Greise einherkriechen, und wo die blutlosen Lippen des Säuglings aus den schlaffen Brüsten der Mutter vergebens Nahrung zu saugen suchen. Vielleicht findet er dort die Eindrücke, die er in seiner nordischen Einsamkeit zu dem Roman verarbeiten kann, den er der Welt noch schuldet.

Und wenn nicht? Nun, man kann und darf ihm deshalb nicht gram sein. Er ist durch und durch ein Eigener, auf den Goethes mystische Worte passen: „Nach ewigen, ehrnen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.“ Mag er den seinen vollenden, wie ihn sein Inneres treibt. Er ist der Künstler, der Schaffende, Erzeugende, Gestaltende. Wir werden immer nur ferne stehen und ihm lauschen. Ganz nah werden wir ihm nie kommen. Wo wir glauben, Gemeinsamkeiten gefunden, Brücken gebaut zu haben, sagt er wohl: „Von Mensch zu Mensch gähnen Abgründe. Ihr werdet sie nicht überbrücken.“ So steht er da; im letzten Grunde nach außen sowohl wie nach innen ein Einsamer.

Ein anderer, dem nicht wie ihm das gesunde kräftige Bauernblut in den Adern pulst, wäre schon dem Wahnsinn verfallen. Er aber weiß, wer er ist. Er geht seinen Weg weiter. E. W. L.

(Nachdruck verboten.)

Hagelkatastrophen.

Von Dr. Richard Hennig.

Auf vierfache Weise können die schweren Hagelgewitter des Sommers dem Menschen Schaden zufügen: einmal durch die Blitze selbst, die Menschen und Vieh töten und Gebäude entzünden können, oft genug auch ganze Ortschaften in Asche gelegt haben; ferner durch die gewaltigen Stürme, die oft damit verbunden sind und die zuweilen in unglaublich kurzer Zeit die größten Ueberschwemmungen hervorbringen können. Dann durch die gelegentlich vorkommenden Wirbelstürme, die zuweilen ganz unglücklich große Dimensionen und verheerende Kraft entfalten können (es sei nur erinnert an die riesigen Wirbelsturmkatastrophen vom 17. Juni 1904 in Schierke im Harz und vom 10. August 1905 bei Sedan). Diejenige Begleiterscheinung der Gewitter aber, die der Landmann, der Binger, der Bäcker, der Obstbauer am meisten fürchtet, mehr als Blitzschlag und Wollenbruch und Windstößen, das ist der Hagelschlag.

Der Hagel ist unter den meteorologischen Erscheinungen der Atmosphäre eine der noch am wenigsten erforschten und rätselhaftesten. Zahllose Hypothesen sind aufgestellt worden, um zu erklären, wie es möglich ist, daß sich in der freien Atmosphäre Eisstücke von oft recht ansehnlicher Größe und beträchtlichem Gewicht bilden können — eine ganz befriedigende Deutung des Phänomens steht aber noch aus! Man weiß, daß der Hagel aufs engste mit den elektrischen Vorgängen der Atmosphäre zusammenhängt, daß er ausnahmslos in Begleitung von Gewittern oder doch gewitterartigen Erscheinungen auftritt, wobei übrigens zu beachten ist, daß er wahrscheinlich weniger eine Folge als eine Ursache der elektrischen Entladungen ist, da die Reibung zwischen dem Eis des Hagels und dem Wasserdampf der Wolken starke elektrische Spannungen bedingen muß. Man weiß auch, daß die Hagelbildung in der Luft zuweilen geraume Zeit in Anspruch nehmen muß, wobei es jedoch wieder zweifelhaft bleibt, welche Kräfte ein längeres Schweben bereits gefrorener Eisstücke in der Luft ermöglichen. Vielleicht wirken dabei aufsteigende Luftströme, vielleicht elektrische Spannungen mit — man weiß es nicht und ist auf reine Vermutungen angewiesen. Daß aber der Gefrierprozeß beim Hagel oftmals, oder doch mindestens zuweilen, von recht erheblicher Dauer sein muß, wird durch die immerhin nicht seltenen Fälle bewiesen, in denen er statt seiner gewöhnlichen, unregelmäßigen, strukturlosen Form schöne Kristalle darstellt. Besonders berühmt geworden sind die prachtvollen Hagelkristalle, die am 9. Juni 1869 bei Weloiklutsch in der Nähe von Tiflis fielen. Einige Male hat man auch metallische Einschlüsse, Steppen Salz, Gips, Schwefelkristalle, Alabasterstücke und selbst kleine lebende Schildkröten in die Schlossen eingefroren gefunden, die, offenbar von einem Wirbelsturm in die Höhe gerissen, mit dem sich bildenden Hagel in Verührung kamen und in den Gefrierprozeß einbezogen wurden.

Infolge seines eigenartigen Charakters und der oft schweren Schädigungen menschlichen Eigentums, die durch die Schlossen hervorgerufen werden können, hat der Hagel von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen in hervorragender Weise in Anspruch genommen. Unter den „Wunderzeichen“, von denen Livius so oft spricht, spielen die Hagelfälle keine geringe Rolle. Unter den ägyptischen Plagen wird in der Bibel gleichfalls ein großer Hagelfall ausgeführt, und die vor den Kindern Israels flüchtenden Amoriter sollen nach Josuas Bericht (Kap. 10 und 11) durch einen gewaltigen Hagel derartig mitgenommen worden sein, daß vom Hagel mehr Menschen erschlagen wurden als vom Schwerte der Feinde. Dieser an sich fagenhafte Bericht könnte glaubhaft sein, denn die Geschichte erzählt uns von einem ähnlichen Vorkommnis, das im April 1860 dem vor Bueil lagernden englischen Heere König Eduards des Dritten zustieß: während eines furchtbaren Gewitters kamen damals durch Hagelschlag, Blitze und Wasser massen 1000 Mann und 6000 Pferde um!

Es ist nicht immer die Größe der Hagelsteine allein, die die Schwere und die Gefährlichkeit eines Hagelwetters ausmacht. Vielmehr sind noch mancherlei andere Umstände dafür maßgebend: die Dichte und Dauer des Hagelfalles, die Jahreszeit, vor allem natürlich auch die Gegend, über der er niedergeht, und ferner die räumliche Ausdehnung der Erscheinung; die weitaus meisten Hagelschläge treten nur auf eng begrenztem Gebiete auf oder aber verstreut an mehreren räumlich getrennten Orten. Die Dauer pflegt meist nur einige Minuten zu betragen und überschreitet nur ganz vereinzelt eine Viertelstunde. Zuweilen aber kann ein Hagelwetter auch, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, weite Landstriche verwüstend durchziehen. So ist ein Hagelwetter größten Umfangs berüchtigt geworden, von dem weite Gebiete der Schweiz am 2. Juli 1626 heimgesucht worden. Nach berühmter und verhängnisvoller war die riesige Hagelkatastrophe, die am 13. Juli 1788 Frankreich betraf: von den Pyrenäen bis an den Rhein wurde durch ein Hagelwetter in zwei parallelen, breiten Landstreifen die Ernte vernichtet, und der dadurch bedingte Schaden, der auf mehr

als 24 Millionen Franz veranschlagt wurde, trug nicht wenig bei zu jenem explosionsartigen Ausbruch sozialen Elends, der fast auf den Tag genau ein Jahr später mit dem Bastillenkrieg seinen Anfang nahm. Man hat berechnet, daß an jenem einen Tage mehr als 8 Millionen Zentner Eis über Frankreich vom Himmel gefallen sind.

In Deutschland haben in neuerer Zeit die verderblichen Hagelschläge besondere Bedeutung erlangt, von denen am 2. August 1845 Cronberg im Taunus, am 14. Mai 1886 Krossen a. O. und am 1. Juni 1886 Sieben betroffen wurden, u. v. a. Besondere Erwähnung wegen der außerordentlich großen Menge von zerstückelten Fensterscheiben verdient auch das Berliner Hagelwetter vom 12. Juni 1877.

Welche Größe können nun wohl die Schlossen erreichen? — Die Frage ist nur bedingt zu beantworten. Ein besserer Maßstab als die absolute Größe ist jedenfalls das Gewicht, da der Umfang durch eingeschlossene Luft unverhältnismäßig bedeutend erscheinen kann. „Körner“ von Laubenzier- und selbst Hühnereiergröße sind durchaus nicht übermäßig selten. Ebenso beläuft sich das Gewicht öfters auf mehrere hundert Gramm, ja, selbst ein halbes Kilogramm. Doch schon wesentlich kleinere Schlossen können, wenn sie in großen Mengen auftreten, verhängnisvoll wirken: bei dem Hagelwetter von Sieben am 1. Juni 1886 sollen z. B. die schwersten Hagelkörner nur etwa 50 Gramm gewogen haben. Selbst über Hagelsteine von mehr als 1 Pfund Gewicht liegen jedoch glaubwürdige Berichte vor. So verzeichnen die Chroniken 1½ Pfund schwere Schlossen, die im Juli 1680 in Lüttich, am 15. Mai 1702 in Niers, 1724 am Monte Rotondo und am 19. Juli 1761 in München fielen; 2 Pfund schwere Hagelsteine gab es im Juni 1611 in Genf, am 17. Juni 1638 an verschiedenen Stellen der Schweiz, 2½ Pfund schwere am 30. Juli 1597 an der Neuh. Drei Pfund schwere werden vom 30. April 1722 aus Süddeutschland, dem Elsaß und der Schweiz, 1739 aus Würzburg gemeldet und sind auch noch in neuerer Zeit, bei Gelegenheit der großen feurigen Unwetter vom 1. bis 4. Juli 1897 glaubwürdig festgestellt worden. Von anderen besonders großen Hagelfällen liegen lediglich Nachrichten über die Größe der Schlossen vor. Eisstücke von der Größe einer Männerfaust fielen 1802 in Bux in Posen und am 5. Juni 1856 zu Postelberg in Böhmen; straucheneiergroßer Hagel wurde in Rom 1740 und am 11. Juni 1898 in Novo Hamburgo bei Porto Alegre beobachtet. Am Dezember 1795 stürzten in Neuholland Eisstücke von zwei Finger Dicke und acht Finger Länge herab! — Mögen auch in derartige Ueberlieferungen aus zum Teil alter Zeit sich manche Ungenauigkeiten und Uebertreibungen eingeschlichen haben, so ist doch das tatsächliche Vorkommen so groß und selbst noch größerer Schlossen als erwiesen zu betrachten, seitdem man bei dem eben genannten feurigen Unwetter vom 1897 einwandfrei Hagelsteine bis zu 15 Zentimeter Länge und in Ottendorf am 3. Juli Eisstücke von Kugelfugelgröße hat vom Himmel herabfallen sehen, die auf Wiesenboden einen halben Meter tief in die Erde eindrangten und auf den Dächern 7 bis 8 Ziegel auf einmal zerstückten.

Wenn man diese fast ungläublichen und dennoch bestens verfügbaren Bericht liest, so muß man beinahe auch an die Zuverlässigkeit einiger alter, fabelhaft anmutender Geschichten glauben, wonach Anfang August 1648 in Württemberg Hagelsteine bis zu 6 Pfund, 1719 in Krems bis zu 6 Pfund und im Juli 1680 zwischen Bielefeld und Herford sowie ums Jahr 400 in Konstantinopel bis zu 8 Pfund Gewicht gefallen sein sollen. Und auch das sind noch bei weitem nicht die absonderlichsten Berichte, die uns über kolossale Hagelfälle überkommen sind. Freilich hat es mit den nachfolgenden, wie wir sogleich noch hören werden, eine besondere Verwandtschaft.

Bei Bologna soll 1537 eine 28 Pfund schwere Hagelmasse gefallen sein. Bei Antun, so erzählen die Chroniken, stürzte Ende Juni 824 ein Eisfloß von 15 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und 2 Fuß Dicke herab, ähnlich am 28. Mai 1802 beim ungarischen Dorfe Puhemischel ein Klumpen Eis von 3 Fuß Länge, 2 Fuß Höhe und vollen 11 Zentnern Gewicht und dicht daneben noch ein zweiter von der Größe eines anständigen Reisetoffers! Ja, zu Seringapatam in Indien soll sogar einmal ein Hagel„korn“ von Elefantengröße beobachtet worden sein. Was hat es nun mit diesen geheimnisvollen Geschichten auf sich? — Nun, man hat Grund zu der Annahme, daß sie in sehr einfacher und banaler Weise zu erklären sein werden. Wenn nämlich nach einem Hagelwetter die Schlossen durch den Sturzregen an irgend welchen tieferen Stellen zusammengepült werden, so frieren sie leicht zu größeren Eismassen zusammen, und wenn nun ein naives Menschenkind nachher diese riesigen Eisstücke erblickt, so kann es natürlich leicht auf die Vermutung kommen, sie seien genau in der Größe und Form, in der sie sich gegenwärtig befinden, beim letzten Hagelwetter als zusammenhängendes Gebilde vom Himmel gestürzt, und die bahnbühnere Wundergeschichte ist fertig! Nach dem ungeheueren Berliner Unwetter vom 14. April 1902 konnte man noch tagelang in einigen Straßen kleine Eisberge von der Größe eines Kinderfasses sehen, die durch Zusammenfrieren der auf einen Haufen gesetzten Schlossen entstanden waren — freilich hat sich in unserer aufgeklärten Zeit damals niemand mehr eingebildet, daß diese Eismassen, wie sie da waren, von oben heruntergekommen waren! Daß dennoch in seltenen Fällen Menschen und Tiere vom

Hagel erschlagen werden können, ist unbestreitbar. Da man Schlossen von Kugelfugelgröße zuverlässig schon beobachtet hat, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, kann diese Tatsache ja auch nicht überraschen. Jedenfalls hat bis auf weiteres jenes feurige Unwetter von 1897 als der größte Hagelschlag zu gelten, über den verbürgte Nachrichten und Beobachtungen vorliegen.

Zum Schluß darf erwähnt werden, daß man noch kein Mittel kennt, um den Hagel abzuwehren. Die Versuche, durch Völlerschiffe die Hagelbildung zu unterdrücken, wie sie jahrelang in Windisch-Feistritz und anderswo angestellt wurden, haben nur zu Scheinerfolgen geführt: die Methode ist als wertlos zu bezeichnen! Kennt man doch noch nicht einmal eine Regel, welche Gewitter Hagel mit sich bringen und welche nicht (es scheint, daß die von Osten kommenden Gewitter häufiger Hagel führen, als die von Westen kommenden) — und somit bleibt der Mensch dieser Naturgewalt bis auf weiteres gegenüber noch wehrlos!

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Aus der Geschichte des Verkehrs. Ein lesenswertes Büchlein ist soeben in dritter Auflage erschienen: „Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900“ von dem Münchener Professor B. Loh. Wenn auch die prinzipiellen Anschauungen des Verfassers keineswegs unanfechtbar sind — er sieht die Entwicklung des Verkehrs fast als die einzige oder wenigstens allerwichtigste Ursache der wirtschaftlichen Umwälzungen an und vergißt ganz und gar, daß die Fortschritte des Verkehrs selbst erst die Wirkung anderer Ursachen sind — so sind doch die von ihm mitgeteilten Tatsachen von Interesse und sicherlich den Laien zuweilen unbekannt. Im einleitenden Kapitel gibt er eine Uebersicht über die wichtigsten Fortschritte des Verkehrsmittel in der Zeit von 1600 bis 1800, woraus man unter anderem das folgende erfährt. Ums Jahr 1500 konnte man auf den Landstraßen vielfach nur reiten, nicht fahren, so verkehrlos waren sie. Erst im 17. Jahrhundert begannen die Firten mit dem Bau von Kunststraßen. Und zwar aus demselben Grunde, wie einst die römischen Päpsten: es gab sonst keine Möglichkeit, die Infanterie schnell vorwärts zu bringen und auch keine Möglichkeit eines geregelten Postdienstes, ohne den ein größeres Reich nicht regiert werden kann. Jedoch wurde der Straßenbau zunächst nur in Frankreich gepflegt, erst im 18. Jahrhundert folgten einzelne deutsche Fürsten dem französischen Beispiel. Noch 1805 waren z. B. in dem ehemaligen Bistum Münster die Wege so schlecht, daß der Kammerpräsident v. Vinde bei Eröffnung des Clebe-Märkischen Landtages es vorzog, die 4½ Meilen lange Strecke von Münster bis Hamm zu Fuß zurückzulegen. Vielfach hat erst der Einfluß Napoleons am Anfang des 19. Jahrhunderts bessere Straßen in Deutschland erzwungen. — Dagegen hatte sich eine staatliche Post etwa seit 1500 in Frankreich und Deutschland entwickelt, die auch schon im 17. Jahrhundert es übernahm, Briefe für das Publikum gegen Entgelt zu befördern, Passagiere in Kutschen zu transportieren und endlich auch verpackte Stückgüter regelmäßig mitzunehmen. Das Fahrgehalt kostete 1752 im mittelhainischen Gebiet 1/3 Gulden pro Person und Meile, das ist etwa 7½ Pfennig pro Kilometer, ungefähr soviel wie heute die Eisenbahnfahrt erster Klasse einschließlich der Steuer.

Die Schifffahrt war ziemlich weit entwickelt. Die Jahrhunderte vor 1600 hatten durch die Fortschritte der Wissenschaft — z. B. den Gebrauch des Kompasses — die Vorbereitungen für lange Fahrt auf hoher See geschaffen. Seit 1450 baut man immer größere Schiffe. Das Schiff des Kolumbus soll nur für 150 Tonnen Ladung gebaut gewesen sein. Am Anfang des 16. Jahrhunderts gab es schon 1000 Tonnenschiffe. Auch die Winenschifffahrt machte Fortschritte, doch waren ihr die künstlichen Hemmnisse sehr lästig. Wer z. B. auf der Elbe von Hamburg nach Magdeburg fuhr, hatte ums Jahr 1800 14 mal Zoll zu bezahlen, und auf dem Main von Bamberg bis Mainz waren 33 Zollstellen. Lästiger noch als das Zahlen war den Schiffen der Zeitverlust, da sie an den Zollstellen oft stundenlang warten mußten.

Einen großen Fortschritt bedeutet die Anlage von Kanälen mit Ueberwindung unebener Terrains, was erst im 17. Jahrhundert nach Erfindung der Kammerseife möglich war.

So ermöglichte um 1800 die Segelschifffahrt die Beförderung von Kolonialwaren und von Massengütern auf große Entfernungen. Dagegen war der Landtransport, soweit Flüsse und Kanäle schienen, noch recht teuer. Man berechnete, daß Holz zum Brennen eine Fracht von mehr als fünf Meilen, ja oft von mehr als 20 Kilometer nicht vertragen hat. Auch Getreide zu transportieren, kostete riesige Summen, selbst auf dem Wasserwege, wenn es stromauf ging. Eine ungarische amtliche Veröffentlichung gibt an, daß am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Weizentransport von Szegedin bis Raab für je eine Szegediner oder zwei Preßburger Weizen Weizens 3—4 Gulden Schiffsfracht kostete. Der Landmann in der Theißgegend oder im Banat erhielt in der Regel nicht so viel für seinen Weizen, wie der Kaufmann Schiffsfracht bis Raab bezahlte. Zum Hinanziehen von ein paar zusammengepölpelten mittelgroßen Schiffen brauchte man 9 Schiffer, 2 Fuhrleute, 38 Treiber und 38 Pferde. Die Fahrt von Budapest bis Wien dauerte 20 bis 25 Tage.